

G R E G W A L T E R S

DER
LEHRLING
DES
FELDSCHERS



LESEPROBE

DER LEHRLING DES FELDSCHERS

GREG WALTERS

Roman

© 2020 Greg Walters
Autor: Greg Walters
Umschlaggestaltung, Illustration: Alexander Kopainski
Lektorat: Ursula Tanneberger

Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

www.gregwalters.de

AUTOR

Greg Walters, geboren 1980, begann während seines Geschichts- und Politikstudiums mit dem Schreiben von Fantasygeschichten. Sein Debütroman »Die Geheimnisse der Ålaburg« begeisterte zahlreiche Leser und eroberte die Bestsellerlisten. Gemeinsam mit seiner Frau, seiner kleinen Tochter und seiner rotblonden Labradorhündin Lenka lebt Greg Walters in Braunschweig, wo er derzeit an weiteren Jugendbuch-Fantasyserien arbeitet.

Weiteres zum Autor: www.gregwalters.de

Nie wieder etwas verpassen und die Chance auf regelmäßige Gewinne:

[Der GREG-NEWSLETTER](#)

ROMANE

Die Feldscher Chroniken

Der Lehrling des Feldschers
Der Lehrling des Feldschers II
Der Lehrling des Feldschers III

Die Farbseher Saga

| | |
|-----------------------------|--------------------|
| Die Geheimnisse der Ålaburg | (Farbseher Saga 1) |
| Die Legenden der Ålaburg | (Farbseher Saga 2) |
| Die Chroniken der Ålaburg | (Farbseher Saga 3) |
| Die Sagen der Ålaburg | (Farbseher Saga 4) |
| Die Chroniken der Ålaburg | (Farbseher Saga 5) |
| Das Vermächtnis der Ålaburg | (Farbseher Saga 6) |
| Die Erben der Ålaburg | (Farbseher Saga 7) |

Die Bestien-Chroniken

| | |
|----------|-----------------------------|
| Bestias | (Die Bestien-Chroniken I) |
| Magus | (Die Bestien-Chroniken II) |
| Rebellen | (Die Bestien-Chroniken III) |

Alle Titel sind als Taschenbuch, E-Book und Hörbuch erhältlich.

DER WINTERKOMET

November 1618

Die grauen Wolken verzogen sich langsam vom dunkler werdenden Spätherbsthimmel und nahmen den bisher so hartnäckig fallenden Regen mit sich.

„Immerhin!“, murmelte der breitschultrige Tagelöhner. „Pünktlich mit dem Einbruch der Dunkelheit verzieht sich auch der Regen. Vielleicht ist dies doch kein ganz grässlicher Tag.“

„Beschrei es nicht, Michel, für mich ist es erst ein guter Tag, wenn wir ein sicheres Obdach gefunden haben.“ Sein Begleiter, kleiner und deutlich schmaler als er, bekreuzigte sich und blickte sich verschreckt um. Doch er entdeckte niemanden. Abgeerntete, karge Stoppelfelder waren, wie den ganzen Tag schon, das einzige, was es um sie zu sehen gab.

„Die zwei fetten Monate in der Hansestadt haben dich verwöhnt, mein lieber Wolff. Ich gebe zu, Lübeck war gut zu uns, aber mit schönen Städten ist es wie mit schönen Frauen: Irgendwann wird man ihrer eben doch überdrüssig und sollte weiterziehen.“

Wolff erwiderte darauf nichts. Er wusste, dass es Michels Art war, sich die Welt so hinzudrehen wie sie ihm passte. In Wahrheit waren sie aus der Stadt geflogen, weil

sie so kurz vor Beginn des Winters keine neue Arbeit mehr hatten finden können. Die Stadtwache duldet keine Arbeitslosen in ihren Mauern, wenn sie nicht das Bürgerrecht besaßen. Mitleid kannten diese groben Kerle nicht. Wolff war ihnen nicht böse gewesen, wahrscheinlich wollten sie einfach nur ihre eigene Arbeit nicht verlieren.

„Ach, Wolff, warum siehst du immer nur alles so schwarz? Wir haben doch unseren Lohn.“ Michel zeigte breit grinsend seine schlechten Zähne und klimperte mit dem kleinen ledernen Geldbeutel, der an seinem einfachen Gürtel befestigt war.

„Was nützt uns das, wenn es in dieser gottverlassenen Gegend nicht mal ein Gasthaus gibt, wo wir uns dafür was zum Saufen und ein Bett kaufen können?“

„Das Geld wird dir schon schnell genug ausgehen, mach dir da mal keine Sorgen.“ Michel lachte heiser. „Trotzdem hast du recht. Was würde ich jetzt dafür geben, an dem üppigen Busen einer Schankhure zu schlafen, anstatt durch dieses Mistwetter zu stapfen. Kopf hoch, nur noch ein paar Tage und wir sind in Bremen. Die Stadt soll riesig sein und reich. Zwei gewitzte Burschen wie wir, die bekommen dort sicher schnell Arbeit und wer weiß, vielleicht werden wir da endlich sesshaft. Ein Weib und ein paar Kinder in einem kleinen Häuschen an der Stadtmauer. Na, wie klingt das? Wir müssen uns nur ein paar echte Bremerinnen aufreißen.“

Wolff grinste. Michels Tagträume waren Blödsinn. Sie beide gehörten keiner Zunft an und deshalb würde keine ehrbare Stadtfrau jemals darüber nachdenken, sie zu heiraten. Welche Frau wollte schon das unsichere und unstete Leben eines herumreisenden Tagelöhners teilen? Wenn man wirklich ehrlich war, waren sie noch

nicht mal besonders geschickt. Zum Steinetragen oder Fegen reichte es, aber einen Dachstuhl oder eine gerade Steinmauer bauen, das konnte keiner von ihnen, da sie niemals eine Lehre bei einem Handwerksmeister durchlaufen hatten. Solcherlei musste man sich leisten können.

Wolff griff sich in den Schritt. „Warte, ich muss pissen!“

„Mann, du pinkelst ja mehr als ein brünstiger Esel“, stöhnte Michel, nestelte aber ebenfalls an seiner Hose herum, um sich zu erleichtern. „Lustig, erst hat der Regen hier alles nass gemacht und jetzt machen wir mit.“ Er lachte dümmlich.

„Wir sollten uns schleunigst was einigermaßen Trockenes zum Pennen suchen, wenn wir nicht ...“ Wolff brach mitten im Satz ab. Mit der Hand an seinem Glied blickte er mit offenem Mund zum Himmel.

„He, spiel gefälligst nicht an dir rum, wenn ich dabei zuschauen muss“, regte sich sein Freund mit übertrieben angewiderter Miene auf.

Wolff hörte ihn gar nicht. Er urinierte einfach weiter. Dass seine Hose dabei arg in Mitleidenschaft gezogen wurde, entging ihm. „Da“, hauchte er ehrfürchtig. „Da, schau nur.“ Er zeigte mit seinem dreckigen Zeigefinger gen Himmel.

Gegen seinen Willen sah Michel hoch. Die Regenwolken waren nur noch als vereinzelte Fetzen am mondbeschiedenen Himmel zu sehen. „Das darf doch wohl nicht wahr sein“, rief er überrascht aus.

Ein langer, roter Feuerschweif durchschnitt den Nachthimmel und warf ein unheimliches Licht auf die karge, norddeutsche Landschaft. Es sah so aus, als hätte ein Riese einen feuerroten Strich an den Himmel gemalt.

„Was ist das?“, fragte Michel seinen Freund.

„Ein Komet.“ Wolff bekreuzigte sich. „Ein furchtbares Omen. Nie wurde ein Komet am Himmel ungestraft erblickt, so sagen die alten Philosophen. Auf uns, was sag ich, auf die Welt kommen schreckliche Zeiten zu.“

„Was du wieder für einen Unsinn verzapfst. Morgen ist er bestimmt verschwunden und wir beiden waren die einzigen, die ihn gesehen haben.“ Michel drehte sich um und ging zurück auf den breiten Handelsweg.

„Warte“, schrie Wolff panisch und wäre fast über seine heruntergerutschte Hose gestolpert. Hektisch rannte er seinem Freund hinterher. Der nasse Ast einer einsamen Birke am Wegesrand schlug ihm dabei schmerzhaft ins Gesicht und hinterließ einen langen, roten Striemen, der erstaunliche Ähnlichkeit mit dem Schweif des Winterkometen hatte.

Ungesehen von den beiden Freunden lösten sich kleine Teile von dem Schweif ab, der noch bis weit in den Januar 1619 am Himmel zu sehen sein würde, und sanken auf die Erde herunter. Ein rot glühender, etwa hühnereigroßer Brocken schlug hinter den beiden Tagelöhnern in eines der abgeernteten Felder ein. Das Geschoss drang mit einem Zischen tief in den feuchten Boden ein. Erst stieg nur feiner Rauch auf,

dann begann die Erde um das kleine Einschlagsloch zu vibrieren. Schließlich wölbte sie sich auf, als würde ein Maulwurf seinen Hügel auswerfen, doch dieser Hügel wurde immer größer, bis er fast die Höhe eines erwachsenen Mannes erreicht hatte. Plötzlich schoss eine Krallenklaue aus der aufgeworfenen Erde und ein dunkler Körper schälte sich daraus hervor. Die Kreatur hatte übernatürlich lange Arme, der riesenhafte Schädel war mit zwei spitzen Hörnern bewehrt und lange Reißzähne zierte ein groteskes Maul. Schnuppernd blickte sie sich um. Ihre Augen leuchteten in einem dämmrigen Goldton und hatten keine Probleme, die mondbeschienene Nacht zu durchdringen. Die langen, ausgefransten Ohren der Kreatur spitzten sich, als sie ein Geräusch vernahmten. Es war ein Husten, das Wolff von sich gab, weil er sich am Wasser aus seinem Lederschlauch verschluckt hatte. Der Dämon reckte seine langen Arme kurz in die Luft, als hätte er einen Triumph zu feiern, dann trugen ihn seine nackten Füße und muskulösen Beine rasend schnell in die Richtung der beiden einsamen Wanderer.

„Also, Wolff, wenn du Schnaps in dich reinlaufen lässt, habe ich noch nie gesehen, dass du dich verschluckst, aber bei Wasser passiert dir das jedes Mal.“ Michel lachte und klopfte seinem Freund auf den Rücken.

Wolff grinste belämmert. „Du weißt, was das heißt: In Zukunft besser kein Wasser mehr für mich, sondern wenigstens Bier oder Wein im Schlauch.“

Michel streckte sich. „Du bist ein alter Säufer. Moment mal, sind das da vorne etwa Lichter?“

Wolff kniff die Augen zusammen. Er sah nicht mehr so gut wie früher. Immerhin war er schon fast fünfunddreißig, ein Wunder, dass er überhaupt noch so gut beisammen war. „Tatsächlich, scheint zwar ein kleines Nest zu sein, aber vielleicht haben sie ja eine Schankstube.“

„Ja, und eventuell sogar ...“ Ein tiefes Knurren unterbrach Michels Antwort. Überrascht drehte er sich zu dem Geräusch um.

Gegen den Mondschein und das merkwürdige Licht des Winterkometen zeichnete sich eine groteske Silhouette ab. Sie war so groß wie ein Mann, aber ihre Arme waren so lang, dass die riesig wirkenden Hände fast auf dem Boden schleiften.

„He, Fremder“, rief Michel den Unbekannten mit zittriger Stimme an. „Was schleichst du dich so von hinten an? Wir sind bewaffnet und werden unser Leib und Leben verteidigen, solltest du uns Böses wollen. Ist dem aber nicht so, dann zieh einfach deiner Wege und lass uns in Frieden.“ Die einzige Waffe, die Michel sein eigen nennen konnte, war zwar nur ein kleines Schnitzmesser, aber das brauchte den Unbekannten ja nicht zu interessieren.

„Spinnst du? Mit wem redest du da?“, fragte Wolff seinen Freund verblüfft.

Jetzt schaute die unbekannte Kreatur Michel direkt an und der erblickte nun ihre gelbgolden glühenden Augen. Michel war kurz überrascht, dass es so warm in seiner Hose wurde, bis er begriff, dass er sich vor Angst einnässte, obwohl er sich doch gerade erst erleichtert hatte. Was war das für ein Wesen?

Wolff stellte sich direkt vor seinen Freund, um dessen Aufmerksamkeit zu erlangen. Übertrieben laut sagte er: „Was soll das? Willst du mir Angst machen?“

„Meine Wege sind jetzt eure Wege“, gab der Dämon Michel mit tiefer, kratziger Stimme Auskunft, dann stürzte er sich auf die beiden arglosen Männer.

Mit den langen Krallen seiner Hand riss er dem arglosen Wolff in einem einzigen Schlag den Schädel vom Leib. Schwallartig schoss Blut heraus, das im Mondlicht pechscharf aussah. Wolff war tot, ehe er überhaupt verstand, was mit ihm passierte. Weder sah noch hörte er das Wesen, das ihm sein Ende bereitete.

Nachdem der Dämon sich dieses leichten Opfers entledigt hatte, machte er einen langen Satz und spießte Michel mit seinen Hörnern auf. Er warf ihn in die Luft und ließ ihn zu Boden fallen.

Michel stöhnte und hielt sich den Bauch, aus dem in Sturzbächen heißes Blut hervorquoll. Die Hörner hatten ihm den halben Oberkörper aufgerissen. Er blickte zu der unheimlichen, schwarzen Kreatur hoch, die seinem Totenkampf scheinbar emotionslos zusah.

Sie kam schnuppernd näher. Jetzt befand sich ihre schreckliche Fratze unmittelbar vor Michels Gesicht. Der Anblick trieb ihn fast in den Wahnsinn. Die Hölle musste sich aufgetan haben, wenn solche Wesen auf der Erde wandelten. Die Pfaffen hatten also doch recht damit gehabt, dass es Höllenwesen gab, die die Ketzer bestrafte. Einen kurzen Moment lang bereute er, dass er in den letzten Jahren immer seltener

in der Kirche gewesen war. Michel stöhnte und versuchte aufzustehen, aber sein Körper hatte keine Kraft mehr dazu.

Der Dämon legte den Schädel schräg und betrachtete interessiert den Totenkampf seines wehrlosen Opfers, dann öffnete er sein mit drei hintereinanderliegenden Zahnreihen bewehrtes Maul und biss Michel direkt ins Gesicht. Mit einem schrecklichen Knacken riss er ihm den halben Kopf ab und verschlang ihn. Die unheimlichen Augen des Dämons weiteten sich erfreut, als er das erste Mal menschliches Blut und Fleisch schmeckte. Er biss erneut zu, diesmal direkt in den blutenden Bauch. Schließlich steigerte er sich in einen Fressrausch und verschlang erst Michel und alsdann Wolff. Zuletzt fiel sein gieriger Blick auf die einsame, kleine Siedlung.

GUSTAV

Oktober 1642, in der Nähe des Dorfs Breitenfeld, nördlich von Leipzig – Kurfürstentum

Sachsen, 24. Kriegsjahr

Wütend schlug Gustav die Tür der kleinen Bauernkate hinter sich zu. Selbst hier draußen konnte er noch die wütende Stimme seines Vaters hören, auf den seine Mutter besänftigend einzureden versuchte. Missmutig stapfte der Junge mit dem Eimer in der Hand in Richtung Bach. Noch so eine dieser dummen Aufgaben, von denen sein Vater endlos viele für ihn breitzuhalten schien. „Hack Holz, Junge. Fege das Haus. Bring die Ziege auf die Weide. Hilf deiner Mutter im Garten.“ Und so weiter und so fort. Gustav bog auf den Trampelpfad ein, der ihn zu dem kleinen Bächlein führte. Er war diesen Weg schon unzählige Male gegangen und glaubte jeden Stein und Grashalm zu kennen. Wütend schlug er mit dem Holzeimer gegen eine knorrige Birke. Sie ließ einige ihrer herbstlich gelben Blätter fallen, als ob auch sie sein Verhalten missbilligte. Selbst die Bäume waren heute gegen ihn.

Gustav seufzte und dachte an den Streit mit seinem Vater. Es war derselbe, den sie schon lange führten: Gustav wollte sich den Truppen der protestantischen Union anschließen, war aber mit sechzehn noch zu jung, um das ohne Einverständnis seines Vaters zu tun. Einer der Werber hatte ihm auf dem Markt von Breitenfeld erzählt,

welche Reichtümer die Männer erbeuten konnten, die für die heilige Sache zur Verteidigung des echten Glaubens kämpften und dem verräterischen Ferdinand III. zu trotzen wagten. Gustav hasste den Kaiser geradezu, auch wenn er nicht richtig hätte begründen können, warum.

Leichtfüßig sprang er über die Wurzel einer alten Eiche, die den schmalen Pfad kreuzte. Gleich als er seinem Vater das erste Mal erzählt hatte, dass er sich anwerben lassen wollte, hatte der es rigoros abgelehnt, auch nur über dieses Ansinnen nachzudenken und ihm seinen Wunsch rundheraus abgeschlagen. „Du übernimmst die Köhlerei! Zu viele gute Jungen und Männer sind in diesem endlosen Krieg bereits für nichts gestorben. Schluss! Aus! Ende!“

„Er ist so ein Feigling“, brummelte Gustav vor sich hin. Anders war nicht zu erklären, dass der Vater ihm Heldentum und Wohlstand nicht gönnen wollte. Der Junge hörte schon das vertraute Plätschern des Bachs. Jetzt wünschte er sich, dass er nicht so schnell aus dem Haus gestürmt wäre und wenigstens eine warme Jacke angezogen hätte. Die Temperaturen waren für den Herbst bereits erstaunlich frisch. Es war später Nachmittag und die Sonne hinter den schmutzig grauen Wolken fast untergegangen. Schnell wurde es immer kühler. Gustav konnte seinen Atem sehen. Die Feuchtigkeit schien geradezu aus dem Boden heraufzukriechen. Zorn wallte in Gustav auf, als er an seinen Vater dachte, und ließ die Kälte vergehen. Er wusste, dass er gegen das vierte Gebot verstieß: Du sollst Vater und Mutter ehren, aber er konnte seine Wut dennoch nicht unterdrücken. Sein Vater war schlicht feige. Das war in früheren Jahren vielleicht einmal anders gewesen, aber das war lange vorbei.

Sein Vater war einst selbst Soldat im Tross der Union gewesen und hatte an der Schlacht bei Breitenfeld teilgenommen. Das war mehr als zehn Jahre her und er hatte niemals auch nur ein Wort darüber gesagt. Sein Vater hatte bei den Kämpfen das rechte Bein verloren. Als Kind hatte Gustav den vernarbten Stumpf oft fasziniert angesehen oder angefasst, wenn sein Vater sein Holzbein abgeschnallt hatte. Wie es dazu gekommen war, wusste Gustav nicht, nur dass einer der Feldschere, die sich um die Verwundungen der einfachen Soldaten kümmerten, den Unterschenkel knapp unter dem Knie abgesägt hatte. *Vermutlich ist der Alte besoffen von einem Karren gefallen und der ist dann über ihn drübergefahren.* Insgeheim schämte sich Gustav, dass er so etwas von seinem Vater dachte, aber die Wut in ihm ließ all diese lästerlichen Gedanken aufkommen. Manchmal hatte er das Gefühl, dass die Unzufriedenheit mit seinem Leben wuchs, je älter er wurde. Mit vierzehn hatte er begonnen, das einfache, elterliche Haus und die Regeln seiner Eltern beengend zu finden. Jetzt, mit sechzehn, war es noch schlimmer. Mehr als einmal hatte Gustav überlegt wegzulaufen und sich einfach den Landsknechten anzuschließen, aber da war ja noch Anna, seine kleine Schwester. Obwohl sie mit ihren zwölf Jahren schon erstaunlich groß gewachsen war, verhielt sie sich weiter wie ein kleines Kind. Sie war verspielt und lebte in den Tag hinein, außerdem vergötterte sie ihren großen Bruder, was ihm gut gefiel. Gustav brachte es nicht übers Herz, sie hier allein zurückzulassen.

Vorsichtig ging er die kleine Böschung zum Bach herunter. Das Gras und die braunen Blätter waren tückisch glatt und es würde seine Laune nicht gerade verbessern, wenn er auf ihnen ausrutschte und ins Wasser fiel. Gurgelnd füllte sich

der Eimer. Mit einem genervten Schnaufen wuchtete Gustav ihn hoch. Wasser holen zu müssen, gefiel ihm ohnehin schon nicht, aber der Rückweg mit dem schweren Eimer auf dem schmalen Pfad, während ihm beständig Wasser auf die Beine und Füße schwappte, war ihm besonders verhasst. Lieber hätte Gustav in einer größeren Stadt gewohnt, wo die Leute ihr Wasser an modernen Pumpen holten und es nicht so primitiv aus einem Bach schöpfen mussten. Hätte Gustav es sich aussuchen können, hätte er am liebsten in Leipzig gelebt. Die weltoffene, moderne Metropole hatte er als Zehnjähriger einmal mit seiner Mutter besucht, als sie versucht hatte, ihre kunstvollen Stickereien mit Waldmotiven an einen der Leipziger Großhändler zu verkaufen. Leider hatte niemand Interesse an ihnen gehabt. Entweder waren die Sachen zu altmodisch für die quirligen Großstädter gewesen, oder – und das war die wahrscheinlichere Erklärung – auch das liberale Leipzig litt, nach mehr als zwanzig Jahren Krieg, an Armut und Niedergang. Nie wieder waren sie seitdem in der aufregenden Stadt gewesen.

Sein Vater hatte nach seiner Verletzung entschieden, mit seiner Familie hier in der Nähe von Breitenfeld zu bleiben. „Der Blitz schlägt niemals an derselben Stelle zweimal ein“, so erklärte es Hans der Köhler. Niemals würde es hier in der Umgebung von Breitenfeld eine weitere Schlacht geben, denn der Krieg war über diese Gegend gezogen und hatte sich an ihr sattgefressen. Jetzt waren andere Landstriche dran, wo mehr zu holen war.

Sechzehneinunddreißig, wie er im Suff immer heiser brüllte, hatte der Schwedenkönig Gustav Adolf die Union in der Schlacht bei Breitenfeld zu einem

glorreichen Sieg geführt. Nord- und Mitteldeutschland waren seitdem fest in protestantischer Hand. Von Leipzig bis Dänemark hielten die Katholenpriester brav den Mund. Der schändliche Tilly, damals oberster Heerführer der katholischen Liga, war in der Schlacht sogar vom Pferd gestürzt, bevor er mit einer Handvoll seiner Getreuen panisch nach Halle floh. Gustavs Vater schwor Stein und Bein, dass er das mit eigenen Augen gesehen hatte. Sein Sohn glaubte ihm die Geschichte schon lange nicht mehr.

Gustav sah in der beginnenden Dämmerung das kleine Fachwerkhaus auftauchen. Daneben standen die großen, runden Kohlenmeiler, in denen er und sein Vater die Holzkohle herstellten, deren Verkauf die Familie mehr recht als schlecht ernährte. Von drinnen hörte er die Ziege blöken. Eine kleine Welt, die Gustav angenehm vertraut, aber auch eintönig und schal war, wie abgestandenes Bier.

„Gustav“, erklang die Stimme seines Vaters. Kerzenlicht umspielte seine Silhouette im Türrahmen. „Bengel, wo bleibst du? Wir brauchen das Wasser. Liselotte hat Durst und deine Mutter will abspülen.“

Gustav verdrehte die Augen. Sein Vater machte immer so ein Gewese um die dumme Ziege. Allein dass sie einen Namen hatte, war lächerlich, als wäre sie ein Mensch.

„Ich komme“, wollte er rufen, stattdessen stolperte er über einen dicken Ast, der auf seinem Hinweg noch nicht dagewesen war, und ließ den Eimer fallen. „So ein Mist!“, fluchte er und blickte auf das im Boden versickernde Wasser.

Hastig drehte er sich um und rannte zurück zum Bach. Eben hatte er sich noch Zeit gelassen, doch nun versuchte er seinen Fehler wiedergutzumachen. Er sah schon seinen streng blickenden Vaters vor sich, der kopfschüttelnd und seufzend fragte: „Hast du vergessen, Welch stolzen Namen du trägst?“ Natürlich hatte Gustav das nicht, er wurde ja ständig daran erinnert. Sein Vater verehrte Gustav Adolf auf eine fast religiös anmutende Weise. Das taten viele Protestanten, galt der Schwedenkonig doch als Retter der lutherischen Lehre. Sein Eingreifen in den Kampf zwischen der protestantischen Union und der katholischen Liga war gerade zur rechten Zeit gekommen. Die kaiserlichen Soldaten unter dem verruchten Wallenstein hatten den Unionstruppen bis dahin eine Niederlage nach der anderen beigebracht. Mit dem Übersetzen des schwedischen Königs auf deutschen Boden hatte sich das geändert. Jetzt waren es die Protestanten, die Siege einfuhren und den rechten Glauben verbreiteten.

Gustav schlitterte die Bachboschung eher runter, als dass er ging und füllte eilig den Eimer. Er trug ihn mit ausgestreckten Armen zurück und nicht am Henkel, um schneller laufen zu können. Das machte ihn sicher nicht zu einem Helden wie den Schwedenkonig, aber vielleicht ersparte er sich eine Tracht Prügel oder wenigstens die nervige Leier des Vaters über seinen berühmten Namensvetter. In Wirklichkeit war es reiner Zufall, dass er so hieß wie der König. Als er vor sechzehn Jahren geboren wurde, hatte nämlich kein Schwanz in den deutschsprachigen Landen den schwedischen König gekannt. Gustav wollte auch gar nicht wie Gustav Adolf sein. Der war kein Held, sondern einfach nur ein Dummkopf gewesen. Schließlich war

der König immer in der ersten Reihe seiner Truppen geritten und hatte mit ihnen gekämpft, anstatt sich im Hintergrund in Sicherheit zu halten, wie es die schlaunen Herrscher taten. Das hatte auch prompt dazu geführt, dass er nur ein Jahr nach dem grandiosen Sieg bei Breitenfeld im Kampf getötet worden war. Wenn sechzehneinunddreißig das Mantra seines Vaters war, so war sechzehnzweiunddreißig seine Geißel. Er hatte den Tod des Mannes, unter dem er siegreich gekämpft hatte, niemals verwunden, fast so, als wäre ein echtes Familienmitglied verstorben.

Gustav kam an die Stelle, an der er zuvor gestolpert war. Erst jetzt begann er darüber nachzugrübeln, woher der dicke Ast eigentlich gekommen war. Es war kein Baum in der Nähe, der derartig dicke Äste hatte. Er blickte zum Haus rüber. Es lag still und friedlich da. Nicht mal die dumme Ziege meckerte. Gustav stellte vorsichtig den Eimer ab und ging in die Knie. Bedächtig hob er den Ast auf und betrachtete ihn. Tatsächlich war es ein gedrechselter Schlegel, in den irgendwelche Symbole oder Worte eingebrannt waren. Gustav wurde eiskalt. *Jemand ist hier gewesen. Jemand, der eine Waffe bei sich getragen hat.* Ein Schlegel war natürlich keine Hellebarde oder gar Muskete, dennoch blieb er eine Waffe. Gustav blickte erneut zum Haus. War es nicht ein wenig zu dunkel und zu still? Er richtete sich auf. Tiefe Stimmen ließen ihn innehalten und sich wieder tief auf den Boden ducken.

„Hier ist doch fast nichts mehr zu holen“, brummte jemand ungehalten. „Diese armen Schweine sind doch schon einmal vom Tross geplündert worden.“

„Besser als gar nichts, Georg. Sei doch froh, dass Torstensson uns den Freischein ausgestellt hat. Ich bediene mich immer noch lieber, als von unregelmäßigen Soldzahlungen abhängig zu sein. Meine Frau und meine andere Frau“, er lachte frivol, „brauchen mal wieder ein paar Aufmerksamkeiten und meine vier oder fünf Kinder, wer weiß das schon genau, haben eben Hunger.“

Landsknechte, erkannte Gustav und er bemerkte, dass seine Hände zitterten.

„Was habt ihr in dem Haus gefunden?“

„Nicht viel, der verkrüppelte Köhler hat rumgezertert und behauptet, er wäre ein Veteran der Union. Dem hat der Willy aber schnell das Maul gestopft.“

„Vater“, hauchte Gustav, war aber unfähig, sich zu bewegen.

Jemand spuckte aus. „Leider hat Willy dabei einen Spieß ins Auge bekommen. Braucht jemand ein Paar Stiefel? Sonst würde ich sie nehmen.“

Jetzt sah Gustav zwei Gestalten. Ein Breitschultriger und ein Untersetzter, die auf das Haus seiner Familie zuginen. Der Untersetzte trug eine Fackel in der Hand.

„Der Frauen hast du dich wohl auch schon angenommen.“ Ein anderer lachte böseartig.

Gustav war wie zu Stein erstarrt. Er traute sich nicht, sein Versteck zu verlassen. Ohnmächtig blickte er zu den Männern hinüber.

„Habt ihr alles von Wert aus der Bruchbude?“, rief der eine, der Georg hieß, den Männern zu, die Gustav nicht sehen konnte.

Irgendjemand bejahte die Frage.

„Dann weiter!“ Als würde er eine Fliege vertreiben, warf Georg eine Fackel in das Strohdach von Gustavs Zuhause. Augenblicke später stand das kleine Haus lichterloh in Flammen. ...

AB 01.06.2020 [WEITERLESEN!](#)